und zwar nicht nur aus gewichtigen politischen Gründen, sondern auch aus materiellen Gründen."

In einer Auseinandersetzung mit dem Abg. Dr. Georgi hielt der Minister seine Auffassung durchaus aufrecht, ohne noch von einer anderen Seite Widerspruch oder Bedenken zu begegnen.

Und die sächsische Presse? Sie ist an dem Thema ziemlich obenhin vorübergegangen, § 19 des Ergänzungssteuergesetzes und das daraus sich ergebende Verdikt gegen die Erste Kammer hatte dermaßen hypnotisierend eingewirkt, daß alle anderen Fragen gegen diese wichtigste Frage zurücktraten.

So ist die offizielle und geschichtliche Sachlage, und ihr gegenüber muß man also die Frage beantworten: Konnte oder mußte die preußische Staatsregierung die sächsische Regierung zu der Heidelberger Konferenz einladen?

In der erwähnten sächsischen Gegenschrift hatte sich der Verfasser als Grund für seinen Standpunkt auch „auf die vielfachen Aeußerungen der maßgebenden Persönlichkeiten in Preußen" bezogen, nach denen die preußische Regierung nicht daran denke, ihre Machtsphäre auf die Eisenbahnen der andern deutschen Staaten gegen deren Willen auszudehnen, und es wurde deshalb der preußischen Verwaltung ausdrücklich bezeugt, daß sie „in vornehmer Weise gern der Anstandspflichten des Stärkeren eingedenk sei". Soll es nunmehr als eine Anstandspflicht des Stärkeren aufgefaßt werden, die sächsische Regierung zu der Konferenz einzuladen, obwohl darin eine Ausdehnung der Machtsphäre der preußischen Eisenbahnen auf die sächsischen Eisenbahnen gegen den von Regierung und Kammern ausdrücklich erklärten Willen, die Ablehnung einer Eisenbahngemeinschaft in irgend einer Form, erblickt werden könnte? Man wird die Frage kaum bejahen können, zumal da die Heidelberger Konferenz doch nicht so über Nacht gekommen ist. Bereits im Frühjahr hat zu Frankfurt a. M. eine vertrauliche Besprechung zwischen süddeutschen Ministern und dem Minister Budde stattgefunden; am 23. Juli erklärte der Verkehrsminister v. Frauendorfer in der bayerischen Abgeordnetenkammer, daß eine deutsche Eisenbahnbetriebsmittelgemeinschaft erstrebenswert sei. Der württembergische Minister hatte bereits früher entgegenkommende Erklärungen abgegeben. Der sächsische Finanzminister konnte und mußte also wissen, was im Werke war, und wenn er den Wunsch also nicht geäußert hat, an den Verhandlungen teilzunehmen, so ergab sich mit Notwendigkeit, daß die preußische Regierung Bedenken trug, ihn durch eine Einladung in eine Lage zu versetzen, die doch als eine Beeinflussung seines wiederholt ausgesprochenen Willens hätte gedeutet werden können. Wie man aber auch darüber denken möge, liegt es wirklich im sächsischen Landesinteresse, wenn nun in der sächsischen Presse über Vergewaltigung seitens Preußens geklagt wird, weil die Konferenzen ohne Sachsen stattgefunden haben? Wenn Preußen durch den Vertrag andere bindet, so bindet es auch sich, und es ist deshalb von vielen Seiten die Befürchtung ausgesprochen worden, daß Preußen überhaupt nicht geneigt sein werde, in eine Gemeinschaft einzutreten, die sein Selbstbestimmungsrecht schmälert. Bietet es jetzt die Hand dazu, so soll man sich dessen freuen, und erklärt Sachsen, daß es dem Gedanken, der in Heidelberg zur Beratung gestanden hat, nicht ablehnend gegenüberstehe, so soll man sich dessen um so mehr freuen, und man soll nicht die Verhandlungen durch Vorwürfe gegen Preußen erschweren. Der letzte Sommer hat doch auch dem Kurzsichtigsten gezeigt, in welcher wirtschaftlichen Abhängigkeit Sachsen von der preußischen Eisenbahnpolitik steht, und man sollte sich deshalb über jeden Schritt freuen, der zu einer Verständigung führt, und zugleich im Sinne der Reichsverfassung ist. Noch kann man ja nicht darüber urteilen, welche rechtlichen Formen die geplante Gemeinschaft annehmen wird und ob die sächsische Regierung bei einem Eintritte in sie etwas von ihrem bisher so kategorisch betonten Standpunkte würde abgehen müssen. Indessen lassen der Ausdruck Gemeinschaft, wie das dabei verfolgte Ziel wohl vermuten, daß man dabei etwas über den bisher festgehaltenen Rahmen bloßer Betriebskonferenzen wird hinausgehen müssen, und daß man dazu geneigt scheint, das ist hocherfreulich!"

Um von vornherein jegliches Mißverständnis auszuschließen, betonen wir ausdrücklich, daß wir die Tendenz dieses Artikels des hochverehrten Autors in jedem Punkte billigen. Auch wir erblicken in der Bereitwilligkeit der sächsischen Regierung, unter möglichster Wahrung ihrer Selbständigkeit sich an der Durchführung der Betriebsmittelgemeinschaft zu beteiligen, eine hocherfreuliche Tatsache. Bezüglich der gegenüber dieser Hauptsache wirklich unbedeutenden Einzelheiten möchten wir aber doch an unserer Auffassung festhalten. Zunächst sei hier bemerkt, daß der in der Einleitung angezogene Artikel sich keineswegs gegen den auch von uns geschätzten „Schwäb. Merkur" richtete, der ja, ohne sich das Geringste zu vergeben, so schreiben oder sich so schreiben lassen konnte, wie geschehen. Was des Ferneren die Frage angeht, ob man nicht schicklicherweise Sachsen zu der Heidelberger Konferenz hätte einladen sollen, so müssen wir doch die total veränderte Sachlage gegenüber früher hervorheben, wo immer die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft die Grundlage aller Erörterungen bildete, während das jetzige Fundament, die Eisenbahnbetriebsmittel-Gemeinschaft, gar nicht in Erwägung gezogen werden könnte. Daß die heutige Sachlage ganz anders ist als die frühere, sieht man ja schon an der sofort erfolgten Schwenkung der sächsischen Regierung, die zu dem neuen Vorschlage auch eine neue Stellung einnehmen mußte. Und zuguterletzt muß doch auch noch gesagt werden, daß es etwas anderes ist, ob Preußen mit einem Bundesstaat über eine Vereinheitlichung des Eisenbahnbetriebes unterhandelt, oder ob diese Verhandlungen mit allen Eisenbahnbundesstaaten unter alleiniger Ausnahme Sachsens geführt werden. Daß einer solchen Koalition gegenüber Sachsen sich überhaupt nicht isolieren kann, haben wir bereits auseinandergesetzt und ist auch in Dresden sicher keinen Augenblick verkannt worden. Aber auf alles das kommt es heute nicht mehr in erster Reihe an. Und wenn wir gegen die „Berl. Pol. Nachr." polemisierten, so sollte gewiß keine Erschwerung des nachträglichen Anschlusses Sachsens erzielt, sondern nur u. E. nicht gerade wohlwollende Auslegungen zurückgewiesen werden.

Der russisch-japanische Krieg.

Die Trauer in Petersburg.

Aus Paris schreibt unser s-Korrespondent folgendes, vom „Journal" veröffentlichte Stimmungsbild, das Petersburg, 15. Oktober, 10 Uhr abends, datiert ist: „Der Abend schleicht dahin, ohne für die allgemeine Angst eine Lösung zu bringen. Um 9 Uhr abends hörten wir Militärmusik, und vom Balkon konnten wir, im Halbdunkel, eine Masse Soldaten unterscheiden, die, von einer ungeheuren Menge gefolgt, daherzogen. Es sind 300 junge Freiwillige, die man nach dem Nikolausbahnhof führt; die Mandschurei ist ihr Ziel. Auf den Trottoirs, an den Fenstern verneigen sich alle und grüßen diejenigen tief, die mit Rußlands Fahne in den Krieg marschieren. Etwas später ging ich zum Generalstab; angeblich ist kein Telegramm eingetroffen, „verbirgt man die Wahrheit, weil sie schrecklich ist, oder ist Kuropatkin außer Stande sie zu telegraphieren? Dann wäre die Situation noch schrecklicher?" Dieses Dilemma legt sich ein Beamter des roten Kreuzes vor, der mir bestürzende Einzelheiten erzählt. Nach seinen Worten sind die russischen Verluste mehr als 25 000 Mann. Das Rote Kreuz ist unfähig, den Verwundeten zu Hülfe zu kommen. Nach einer Privatdepesche schleppen sich die Unglücklichen über die Felder und stützen sich gegenseitig. Das Schauspiel soll furchtbar und düster sein. Die gleichen Eindrücke finden sich in folgendem Berichte, der uns direkt aus Petersburg zugeht: Wenn auch die offiziösen Nachrichten versichern, noch sei die Schlacht nicht zu Ende und noch könne alles gut werden, für die große Volksmenge ist die Schlacht bereits beendet, und weitere schlimme Zeiten werden bevorstehen. Es ist ganz eigentümlich, wie immer wieder sich gerade in diesen Zeiten der russische Volkscharakter in fast allen Gesellschaftsklassen offenbart. Keine laute Aeußerung der Wut findet man, aber ein träges Vorsichhinbrüten, dessen Ausbruch furchtbar sein muß. Ueberall in den Restaurants, an den Straßenecken, in den Vorräumen der Theater, die natürlich fast leer stehen, bilden sich Gruppen, die die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze besprechen, und dem aufmerksam zuhörenden Beobachter kann nicht entgehen, welch große Hoffnungslosigkeit aus all diesen Worten erklingt. Und diese Hoffnungslosigkeit findet sich nicht nur im Volke, das kein Verständnis für die Wirkungen und Folgen derartiger schwerer Ereignisse hat und nur die Schreckensseiten, die Menschenopfer, sieht, sondern auch in jenen Kreisen, von denen das Wohl und Wehe Rußlands in erster Linie abhängt. Begegnet man heute irgend einem Generalstabsoffizier, den man kennt — und man kennt sie fast alle durch die langen Kriegsmonate hindurch — und grüßt ihn zu, so ist ein melancholisches Lächeln die Antwort und wohl auch einige Worte, die erkennen lassen, daß man nachgerade auch hier anfängt, an der Zukunft zu verzweifeln. — Wir fügen als drittes Stimmungsbild einen Leitartikel des Herrn Cornély im Pariser „Siècle" an, den unser s-Korrespondent uns übermittelt: „Der arme General Kuropatkin hat, vor der Schlacht, die die Russen jetzt verloren haben, eine Depesche geschrieben, die, ach! an die berühmte Proklamation Ducrots, während der Belagerung von Paris, erinnert: „Ich werde nur tot oder siegreich zurückkehren!" In Paris fühlte die provisorische Regierung, daß sie irgend etwas tun müsse, um die Pariser zu befriedigen, und dieses Etwas bestand darin, daß man die Pariser in ein Gemetzel führte, nachdem man sie mit einer tönende Phrase versehen hatte. Ebenso empfand man in Rußland das Bedürfnis, die Geister zu überraschen, in Moskau und in Petersburg, oder vielleicht auch Europa staunen zu machen, das heißt die Gaffer von Paris und die Spießer von London. Und um dieses moralische Resultat zu erhalten, hat man 30 000 Russen morden lassen, arme Reservisten, die vor ihrer Abfahrt Kinder, die ihre Frauen ihnen durch die Wagentür reichten, mit Küssen bedeckten und in Tränen badeten. Das „Petit Journal" meldete noch, vom 14. Oktober, als der Kampf in voller Heftigkeit wütete, habe sich Kuropatkin vor die Front seiner Truppen begeben und im heftigsten Kugelregen die Reihen der Soldaten durchschritten; er sagte zu ihnen: „Kameraden! Ich weiß, daß ihr hungrig und überanstrengt seid, aber tut eure Pflicht für das Wohl des Vaterlandes!" Die Soldaten hätten mit begeisterten Hochrufen geantwortet.

Skobelew über Kuropatkin.

General Kuropatkin war im russisch-türkischen Kriege Generalstabschef beim General Skobelew. Wie damals der General über den jetzigen Oberbefehlshaber in der Mandschurei dachte, zeigt ein mehr als zwanzig Jahre alter Brief Skobelews, der soeben veröffentlicht wird. Darin heißt es:

„A. N. Kuropatkin ist, obgleich er noch jung ist, ein vollkommen gereifter Führer. Er ist im höchsten Grade ein durchgebildeter, kaltblütiger und sorgsam überlegender Offizier. Er verwendet die seiner Führung anvertrauten Truppen mit dem erfahrenen Takt und der festen Geduld eines geschickten und meisterlichen Schachspielers. Trotz seiner Wunden ist er dank seiner kräftigen Konstitution so unermüdlich und ausdauernd, daß er im Notfalle nächtelang ohne Schlaf auskommen kann. Ob es vor, während oder nach der Schlacht ist, immer ist er gleich unerschütterlich. Er kann zu einer ernsten und sorgfältig erwogenen Entscheidung kommen, ohne die geringste Bewegung zu zeigen. Wie heiß seine Pulse auch klopfen, wie ihm das Herz brennen mag, er zeigt äußerlich nichts davon, bis der Augenblick kommt, die Ehre seiner Abteilung zu verteidigen und dem Feinde den Sieg zu entreißen. Dann erst ist er ganz Feuer und Flamme. Diese Eigenschaften versprechen dem Soldaten eine ruhmreiche Zukunft. Aus ihnen wird der wahre Führer gemacht."

Letzte Rapporte.

Der Generalleutnant Kuropatkin hat an den Zaren seinen Bericht gesandt, der die Operationen rekapituliert: In der Nacht auf den 14. Oktober machten die Japaner mit großen Streitkräften einen Ueberfall auf das Korps, welches sich beim Schahe auf der großen Mandarinenstraße befand. Mehrere Angriffe wurden zurückgeschlagen, der letzte Angriff der Japaner war aber von Erfolg gekrönt, und das Zentrum dieses Korps wurde durchbrochen. Gleichzeitig entbrannte der Kampf auf dem rechten Flügel der benachbarten Abteilung. Der wahrscheinliche Durchbruch des Zentrums unserer ganzen Stellung brachte die benachbarten Truppenteile in Gefahr und konnte sie zum Rückzuge nötigen. Um die Abteilungen auf der großen Mandarinenstraße zu unterstützen, wurden rasch einige Bataillone dorthin gesandt. Von diesen unterstützt, gingen die Truppen zum Angriff vor, und es gelang ihnen, das Dorf Schabepu zurückzuerobern und ihre früheren Stellungen wieder einzunehmen. Die Japaner, durch Reserven verstärkt, verdrängten uns wiederum aus dem Dorf Schabepu. Da sandte ich meine Reserve dorthin. Die Truppen gingen wiederum zum Angriff über, und nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es uns, Schabepu wieder zu besetzen und die Japaner bis auf zwei Werst von diesem Dorf zurückzudrängen. Auf unserem rechten Flügel war die Lage eine zeitlang äußerst aufregend. Die Truppen wurden in der Front angegriffen unter gleichzeitiger Umgehung des rechten Flügels. Der Abteilungschef schob Truppenteile vor, die staffelförmig hinter der Front aufgestellt waren und nun ihrerseits die Japaner vom Flügel aus angriffen. Mehrere Dörfer wurden von uns genommen, und der rechte Flügel behauptete seine Stellungen beim Schahe. Die Stellungen der Truppen unseres Zentrums waren im Vergleich mit denen der anderen Truppen der Gesamtstellung bedeutend vorgeschoben. Deshalb waren schon vorher Stellungen in gleicher Linie mit dem rechten Flügel ausgewählt und zum teil befestigt worden. Nach einem erbitterten Kampf gingen die Truppen auf diese Stellungen zurück. Die Truppen kämpfen seit drei Tagen. Viele Regimenter haben drei Nächte nicht geschlafen. Trotzdem hoffe ich zuversichtlich, daß sie fähig sein werden, weiter zu kämpfen. Die Verluste der Japaner müssen sehr bedeutend sein. Die Nacht auf den 15. Oktober verlief ruhig. Bis 9 Uhr morgens wurde bemerkt, daß feindliche Kolonnen ziemlich offen in der Richtung auf unsere Stellungen auf der großen Mandarinenstraße vorrückten. Unsere Batterien eröffneten das Feuer auf diese Kolonnen. Der Befehlshaber des linken Flügels hat gemeldet, daß der Feind dort bedeutende Verstärkungen erhält. Wie dies auch bei Lianjang der Fall war, brach gestern infolge der vielen Schüsse ein starkes Gewitter aus, und ein heftiger Regen ging hernieder. Die Straßen sind schlecht geworden, die Flüsse sind gestiegen. Die Generalordre für alle Truppen bleibt dieselbe: den hartnäckigsten Widerstand zu leisten. Soeben wird gemeldet, daß bedeutende Streitkräfte der Japaner die Eisenbahn von Westen nach Osten überschreiten. — Nach Tokio hat der Marschall Oyama berichtet: Die Zahl der russischen Leichname, welche von uns bis zum 13. d. M. beerdigt wurden, und die, wie gemeldet, sich auf 2000 belief, bezieht sich allein auf den betreffenden Teil unserer linken Armee. Man schätzt die Zahl der toten Russen, welche vor der Front unserer mittleren Armee auf dem Schlachtfelde gefunden wurden, auf 2500. Nach den bisherigen Feststellungen überschreitet die Gesamtzahl der toten Russen 8550 Mann. Die obigen Angaben enthalten nicht die Verluste in den heftigen Kämpfen mit der linken Armee am 14. und 15., und viele weitere Leichname dürften noch unaufgefunden auf allen Teilen des Schlachtfeldes liegen.

Der Stand der Dinge.

Die „Russische Telegraphen-Agentur" meldet aus Charbin das Faktum, daß Alexejew dorthin zurückgekehrt ist. Gestern fand, wie aus Petersburg gemeldet wird, zwischen dem Zaren, dem Kriegsminister und General Gripenberg eine Konferenz statt. Es soll beschlossen worden sein, sämtliche Schützenbrigaden zu mobilisieren. Telegramme, die in London eingetroffen sind, bestätigen, daß beide Gegner überanstrengt sind und daß vorläufig schon aus diesem Grunde alle Operationen bald zum Stillstand kommen werden. Nach einem Telegramm aus Mukden wäre seit gestern früh 7 Uhr eine allgemeine Schlacht zwischen dem gesamten Heere Kuropatkins und den Japanern 20 Kilometer südlich von Mukden bei Schabepu im Gange. Seit 2 Uhr wurde starkes Geschützfeuer auf den Bergen im Osten vernommen. Scheinbar handelt es sich um ein Eingreifen der Abteilung Stackelbergs gegen die japanische Flanke. Um 3½ Uhr nachmittags wurde das Geschützfeuer auf der japanischen Seite schwächer, dafür entwickelte sich ein heftiges Infanteriegefecht.

Das Ostseegeschwader.

Aus Tokkebiera (Insel Langeland) meldet ein Telegramm: Das russische Baltische Geschwader ist heute früh 6½ Uhr in Sicht gekommen und hat um 6¾ Uhr die Südspitze von Langeland passiert. Gezählt wurden 24 Schiffe. Der dänische Kreuzer „Heimdal" tauschte Salut mit dem russischen Admiralsschiff und ging darauf mit den russischen Schiffen nordwärts.

Wieder ein Sendschreiben.

Die Regierungskreise in Rußland stehen, wie die „N. Fr. Pr." meldet, gegenwärtig unter dem Eindrucke eines Sendschreibens, welches der im fernen Osten lebende russische Erzbischof Innocenz in den Publikationen der „Brüderschaft der orthodoxen Kirche in

Feuilleton.

Die heilige Caecilie.

2] Roman von Marie Bernhard.

Nachdruck verboten.

— — — Er selbst, Alfred Mentzel, würde in der Sache nichts tun können, — oder doch so gut, wie nichts. Drei unverheiratete Töchter und ein Sohn, der ein Genie war, — eine anspruchsvolle Gemahlin, die einen „Jour" und einen „five o'clock tea" hatte, eine angesehene Stellung, der man nach außen hin Rechnung tragen mußte, — eigenes Vermögen gleich Null — o je, — das gab gerade Sorgen genug! Sich auf den Mäcen, auf den Volksbeglücker hinauszuspielen, dazu langte es wirklich nicht!

Wenn er am Ende doch lieber die ganze Geschichte . . .

Nein — und nein! Kein Gedanke! Er hatte diese, diese einzig schöne Stimme entdeckt, war in einen Taumel des Entzückens geraten, und sollte hingehen und tun, als ob nichts geschehen wäre, nach Berlin zurückfahren, — nicht einmal versuchen, zu erforschen, wie die Verhältnisse lagen?

Er lief bei diesem Gedankengang so rasch, daß ihm der Schweiß in kleinen Tropfen an den Schläfen zu perlen begann. Es war ihm, als könnte er nicht schnell genug an das kleine Haus gelangen, als könne es ihm jemand fortnehmen, das kleine Haus, und darin seine Sängerin!

Schließlich — mein Himmel! Da war die ganze Familie seiner Frau, weitverzweigt, angesehen, zum Teil sehr wohlhabend und musikalisch, unbedingt — hoch musikalisch, — die Leute konnten — würden — müßten etwas tun, wenn er — er, Alfred Mentzel, Autorität auf musikalischem Gebiet, Vater eines jungen Genies, für diese Stimme, dies Talent in die Bresche trat und sich verbürgte, daß — —

Daß — — was?

Für einen nie gesehenen, unbekannten jungen Menschen, den du ein einziges Mal singen gehört hast, willst du dich verbürgen, Alfred Mentzel? Wirklich? Bist du sicher, ganz sicher, dich für dich selbst verbürgen zu können? Und willst nun hier Bürgschaft übernehmen, so und so vielen untereinander gänzlich verschiedenen Leuten gegenüber? „Unsinn!" Ihn ärgerte es, wie ihm der Gedanke kam! Der hatte ihm jetzt nicht zu kommen! Erst einmal die Sängerin finden, — sie sehen, — nochmals hören, — Stellung nehmen zu der ganzen Sache — und das übrige kam eben von selbst.

Er stand an dem kleinen Hause, das mitten in einem seltsam buntscheckigen Gärtchen lag. Hier ein Fleckchen Gemüseland, da ein kleines Gartenbeet, — der Ansatz zu einem Spalier, — eine primitive Laube, — wie lauter Versuche, von ungeübter Hand.

„G. Lombardi, Kopist", war auf dem weißen Porzellanklingelgriff zu lesen.

Guter Gott, — Kopist — hier in F.! Wenn das der Vater der jungen Sängerin war!

Hinter den kleinen Scheiben der niedrigen Fenster, zwischen den dünnen Gardinen, erschienen zwei Kinderköpfe, einander ähnlich, wie ein Ei dem andern, Zwillinge augenscheinlich, — kleine Mädchen von sieben oder acht Jahren, . . . hübsche Kinder! Ueber ihnen reckte sich ein kurzgeschorener Knabenkopf empor, — unten am Fensterbrett tauchte ein flachsblonder Scheitel auf, hob sich mühsam ein winziges Näschen. —

Vier Kinder! Ob das alles die Geschwister von — Die Hand am Glockengriff zögerte, — es war nur ein Augenblick, — gleich darauf zeterte, lärmte, bellte die Klingel, so allarmierend, anhaltend und schrill, daß dem Besucher die Ohren gellten.

Nun war's geschehen! Schicksal, nimm deinen Lauf!

Zweites Kapitel.

Der Junge mit dem kurzgeschorenen Haar erschien im Rahmen der offenen Tür. Zwölfjährig ungefähr, — lange, magere Hände, die aus viel zu kurzen Jackenärmeln herausstreckten, — abgetragene, gleichfalls zu kurze Hosen, — plumpes Schuhwerk, aber ein hübsches und aufgewecktes Gesicht.

„Deine Eltern zuhause, mein Sohn?"

„Eltern? Vater, — ja, Vater ist da! Soll ich ihn rufen? Wollen Sie etwas abgeschrieben haben?"

Der Junge machte eine Bewegung, ins Haus zurückzugehen.

„Nein, — bleib hier! Warte noch! Ich möchte dich etwas fragen! Du — du hast eine Schwester, — nicht wahr?"

„Eine?" betonte der Bube halb verächtlich. „Vier!"

„Vier? So so! Hm! Aber eine erwachsene Schwester ist dabei, — wie?" —

„Ja!"

„Die singen kann, — nicht so? Die sehr schön singen kann?"

„Singen? Ach ja, — sie kann! Wir können alle!"

„Sehr gut! Siehst du, das wollte ich gern wissen! Wenn du mir nun deinen Vater rufen möchtest, — vielleicht auch deine große Schwester."

„Vater, — ja, dann müssen wir in die gute Stube. Sie ist weggegangen, in die Färberei."

„Aber sie ist vor kurzem erst heimgekommen, nicht wahr?"

„Ja, sie ist beim See gewesen. Vater, — Vater! Ein fremder Herr ist da. Va — a — ter!"

„Bin schon da, mein Sohn, bin schon da! Sie wünschen, mein Herr?"

Eine lange, hagere, schlotternde Männergestalt, sich fort und fort verbeugend; scharfe Züge, tiefliegende Augen, sehr brünetter Typus. Die Kleidung nicht gerade schadhaft, aber schäbig, — kein Wunder! Kopist in F! Vier Töchter!

„Womit darf ich Ihnen dienen, mein Herr, wenn ich fragen darf? Kopie zu liefern? Noten abzuschreiben? Bei mir werden nämlich auch Noten abgeschrieben, sehr sauber und gut. Wenn ich das auch nicht selber besorge, — ich kann dafür einstehen, daß es tadellos ausgeführt wird. Meine Tochter —"

„Wegen dieser Tochter eben bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Lombardi, wenn es sich auch nicht um abzuschreibende Noten oder Kopien anderer Art handelt."

Ueber das hagere Gesicht des Kopisten glitt ein Ausdruck der Enttäuschung. Der Fremde sah so wohlhabend, so gut gekleidet aus, recht, wie jemand, der einem armen Teufel einen hübschen Verdienst zuwenden konnte . . . .

„Bitte, bitte, setzen Sie sich, mein Herr! Woher kennen Sie meine Tochter?"

„Ich kenne sie, — und ich kenne sie nicht! Ich habe sie nicht gesehen, ich habe kein Wort mit ihr gewechselt, aber ich hörte sie singen, — da drüben beim See, vor — vor ungefähr einer guten halben Stunde, . . . ich nehme wenigstens bestimmt an, daß es Ihre Tochter war, die dort gesungen hat, — Ihr Sohn, der mir die Tür öffnete, meinte —"

Herr Lombardi machte eine großartige, weit ausholende Geste mit der Rechten.

„Meine Kinder sind samt und sonders hervorragend musikalisch begabt. Samt und sonders! Meine Frau war ein musikalisches Genie!"

„Ihre Gemahlin ist —"

„Tot, — ja, — sie wurde uns entrissen, — es — war — ein großer Verlust für uns!" Es arbeitete und zuckte im Gesicht des Mannes, mühsam kämpfte er seine Rührung nieder. „Aber sie war ein musikalisches Genie!" setzte er, nach einer Pause, stolz hinzu.

Direktor Mentzel neigte sein Haupt, in Anerkennung dieser Tatsache.